



**Rosamond McKitterick, John Osborne, Carol M. Richardson und Joanna Story (Hrsg.); Old Saint Peter's, Rome;** Cambridge: Cambridge University Press 2013; 484 S., 103 s/w-Abb., 16 farb. Abb., 3 Tafeln; ISBN 178-1-107-04164-6; € 145

Man nimmt dieses, nach seinem ersten Erscheinen bereits zweimal nachgedruckte Buch nicht ohne eine gewisse Skepsis zur Hand. Die vatikanische Basilika gehört zu den am besten erforschten Kirchen der Christenheit. Alt-St. Peter, dem von Kaiser Konstantin gestifteten, seit 1505 schrittweise abgetragenen Bau, dessen westliches Langhaus zu weiten Teilen bis ins frühe 17. Jahrhundert bestehen blieb, haben eminente Kenner der Materie jahre-, wenn nicht jahrzehntelange Forschungen gewidmet. Neben dem einschlägigen Kapitel des unter Leitung Richard Krautheimers publizierten *Corpus Basilicarum Christianarum Romae* (Bd. V, 1977) dürfen vor allem die Baumonographie Achim Arbeiter (1988) sowie die hervorragende Untersuchung zu Liturgie und Sakraltopographie der Kirche durch Sible de Blaauw (*Cultus et decor*, Bd. II, 1994) als verbindliche Ausgangspunkte aller weiteren Forschungen gelten. Neue Grabungen wurden der Basilika in jüngerer Zeit ebenso wenig zuteil wie die Entdeckung unbekannter Quellen. Bietet der Gegenstand somit tatsächlich Stoff für eine weitere, annähernd 500 Seiten umfassende Neuerscheinung? Die Frage stellt sich noch eindringlicher, da in diesem Band, dem eine Tagung an der British School in Rom von 2010 zugrunde liegt, neben ausgewiesenen Spezialisten der St. Peter-Forschung (Paolo Liverani, Richard Gem, Lex Bosman, Charles McClendon) auch einige Neulinge das Wort ergreifen.

Vor dem Hintergrund der 1200-jährigen Geschichte von Alt-St. Peter weisen die hier publizierten Aufsätze eine ungleiche Verteilung auf. Konzentriert auf die frühchristliche und die karolingische Epoche, widmen sich nur zwei von ihnen – einer davon textgeschichtlich orientiert – dem hohen Mittelalter, bevor sich die drei abschließenden Kapitel bereits mit dem 15. und 16. Jahrhundert auseinandersetzen. Die Auswahl der Themen wirkt somit zufällig; wer zum Beispiel etwas über die so wirkungsreiche malerische Ausstattung des Langhauses erfahren möchte, wird in dieser Publikation nicht fündig. Andererseits begegnen dem Kenner der einschlägigen Literatur etliche ‚alte Bekannte‘. Mit dem Mausoleum der theodosianischen Dynastie, dem Baptisterium der Kirche oder der Grabkapelle Johannes VII., die hier noch einmal prominent vertreten sind, hat sich die Forschung bereits etliche Male auseinandergesetzt, wohingegen andere, gewiss nicht weniger bedeutungsträchtige Bereiche des Komplexes – man denke an das der Apsis angelagerte Probier-Mausoleum, die sogenannte Sakristei Leos des Großen oder das Atrium (im Übersichtsplan auf S. 18 mutig dem Grundbestand des Bauwerks zugeschlagen) – nach wie vor Stiefkinder der St. Peter-Studien darstellen. Auffällig wirkt in jedem Fall die Parzellierung des Bauwerks, die der vorliegende Band praktiziert, wenn sich die

Mehrzahl der Beiträge einzelnen Kapellen und Altären zuwendet. Dieser Vorgehensweise entspricht es, dass jedem Aufsatz der entsprechende topographische Ausschnitt des bekannten Alfarano-Planes vorangestellt wird. Über den Bau selbst hinausführende Probleme, wie etwa die vorkonstantinische Geschichte des Standorts, die Stellung seiner Architektur innerhalb der konstantinischen Kirchenstiftungen oder auch die vormals intensiv debattierte Frage nach Funktion und typologischer Herkunft des Querhauses, bleiben dagegen ausgeblendet. Anzuerkennen ist indes, dass sich die Herausgeber bemüht haben, Vertreter unterschiedlicher Disziplinen, Archäologen, Kunst- und Bauhistoriker, Historiker und Liturgiewissenschaftler, zusammenzubringen. Damit knüpfen sie an den ganzheitlichen Ansatz der St. Peter-Forschung des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, freilich eher panegyrisch orientierter Autoren wie Onofrio Panvinio, Tiberio Alfarano und Giacomo Grimaldi, an. Tatsächlich haben diese – mithin noch als Augenzeugen – schon etliche der jetzt noch einmal diskutierten Probleme, so die Wertschätzung der Basilika durch weltliche Herrscher, ihre Rolle als karitatives Zentrum und päpstliche Grablage, die Verwendung von Spolien, das liturgische Funktionieren der Sakraltopographie und auch die Datierung einzelner Kapellen, erörtert oder doch zumindest Quellenmaterial für eine solche Auseinandersetzung bereitgestellt, das noch immer unverzichtbar erscheint. Wenden wir uns zunächst den originellsten und gelungensten der zwanzig Kapitel dieser Aufsatzsammlung zu.

Lesenswert erscheint in jedem Falle die Abhandlung von Richard Gem, der nach Bowersocks 2002 zur Irritation der Zunft propagierter Spätdatierung des Baus unter Kaiser Constans (337–350) zu der traditionellen Datierung in die zwanziger Jahre des 4. Jahrhunderts zurückfindet. Damit ist jedoch mehr als eine der gängigen Forschungs- pirouetten vollzogen, denn aufgrund seiner eingehenden Untersuchung des älteren Mauerwerks hält der Autor es für wahrscheinlich, dass zumindest die konstantinische Apsis durch Constans erneuert wurde. Mit diesen Arbeiten stünden dann auch die im 16. Jahrhundert entdeckten Ziegelstempel in Einklang, die den Namen des Nachfolgers festhielten. Allzu stark in Richtung dieser These forciert, liest sich dagegen Gems Restitution der nur fragmentarisch überlieferten Apsisinschriften.

Informativ und aufschlussreich ist des Weiteren ein Beitrag von Alan Thacker, der die Frühgeschichte von St. Peter im Interessensgeflecht von Kaisern, Aristokraten und Päpsten beleuchtet. Nur schrittweise hätten sich die römischen Bischöfe dabei aus ihrer Rolle als *imperial officials* zu emanzipieren vermocht, langsamer als gemeinhin vermutet sei es zur Etablierung eines nur der Basilika eigenen, dort residierenden Klerus gekommen.<sup>1</sup> Allerdings räumt der Verfasser ein, dass die Frage des frühen *staffing* wohl nie vollständig gelöst werden wird. Mit mehr Vorsicht wäre Thackers Identifizierung der auf Alfaranos Plan wiedergegebenen Bauten im Norden des Langhauses als einer Reihe (senatorischer) Mausoleen zu formulieren gewesen, denn

1 Zum weiteren Kontext, der Entwicklung einer päpstlichen Liturgie im frühen Mittelalter, jetzt auch J. F. Romano, *Liturgy and society in early medieval Rome: Church, faith and culture in the medieval West*, Farnham 2014.

über diese Raumfolge wissen wir nichts; zudem lassen die dezidiert kreuzförmigen Grundrisse, sofern sie einer archäologischen Prüfung überhaupt standhalten sollten, auch andere Schlussfolgerungen zu.

Als kenntnisreich und über ihre älteren Forschungen hinausgehend erweist sich Ann van Dijks erneute Behandlung der Veronica. Anders als häufig behauptet reicht die Geschichte des Kultbildes über das 12. Jahrhundert zurück. Damals wurde sie in der Kapelle Johannes VII. unweit der Fassade bewahrt. Von einer Übertragung des Tuches nach Rom schon zur Zeit des Tiberius weiß die Legende bereits im 8. und 9. Jahrhundert. Seit Anbeginn – dies gegen Wilpert, Belting und Wolf – wurde das Leinen mit dem Antlitz des Erlösers assoziiert. Wann aber materialisierte sich die fromme Überlieferung in der Reliquie? Von einem Ort der vatikanischen Basilika ‚ubi dicitur a Veronice‘ ist schon um die Jahrtausendwende die Rede. Die Konkurrenz mit dem Mandylion von Edessa, das 944 nach Konstantinopel gelangte, könnte hier im Hintergrund stehen. Ohne zu verheimlichen, dass sie sich der Spekulation hingibt, möchte die Autorin indes noch weiter zurückgehen. Die wiederholte Evozierung des *vultus Domini* in den Briefen Hadrians I. (772–795), der auch das Mandylion kannte, und das *revival* der *imago clipeata* im 8. bis 9. Jahrhundert ermutigen sie zu der Hypothese, dass die Veronica unter diesem Papst oder einem seiner unmittelbaren Nachfolger entstanden beziehungsweise entdeckt worden sein könnte (*came into being*).<sup>2</sup>

Was die Präsenz der karolingischen Dynastie in St. Peter betrifft, so vermag Joanna Story die bisherigen Kenntnisse entscheidend zu bereichern. Trifft es zu, dass die von Hadrian I. an Karl den Großen gestiftete Votivkrone ebenso wie der von Karls dritter Gemahlin Hildegard geschenkte Altarbehang, deren Weihinschriften durch dieselbe Lorscher Sylloge überliefert sind, für das dem Heiligen Petrus geweihte *oratorium Pastoris* am nordwestlichen Ende des Mittelschiffs bestimmt waren, so hätte über die Petronilla-Kapelle hinaus ein zweites Oratorium in engerer Verbindung zum fränkischen Herrscherhaus gestanden. Der Wortlaut der Weihinschriften, die von Story leider nur als Paraphrasen wiedergegeben werden, deutet auf eine solche Lokalisierung der beiden Stiftungen hin. Story erkennt darüber hinaus einen ikonographischen Bezug zu dem konstantinischen Stiftermosaik auf dem Triumphbogen oberhalb des Altars. Hier wäre zu ergänzen, dass ein Freskenzyklus mit konstantinischen Bildthemen auch die Petronilla-Kapelle schmückte.<sup>3</sup> Auf der Grundlage des bekannten Pilgeritinerars im Anhang der *Notitia Ecclesiarum Urbis Romae* (760–780), das den Rundgang durch die Basilika mit den beiden Rotunden auf der Südseite beginnen lässt, wo der Besucher mit dem vatikanischen Obelisken zwangsläufig den angeblichen Ort des Petrus-Martyriums wahrnehmen musste, zeichnet die Autorin eine spezifisch petrinische *via sacra* nach, die von der Rotunde des Andreas, Petri Bruders, durch die der Petronilla, seiner Tochter, in das Querhaus und von dort zum Hauptaltar mit dem Apostelgrab führte. Das anschließend zu verehrende *oratorium Pastoris*

2 Trotz einiger abwegiger Überlegungen verdient das Buch von H. Pfeiffer, *Il volto santo di Manoppello*, Pescara 2000, in diesem Zusammenhang keine vollständige *damnatio memoriae*.

3 I. Ciampi, *Cronache e statuti della città di Viterbo*, Florenz 1872, S. 256, nach Niccola della Tuccia (15. Jh.).

hätte dem Gläubigen die *perpetual guardianship* des Apostels verheißen. Es fragt sich natürlich, ob der Autor des Itinerars diese Abfolge eher zufällig festgehalten hat oder ob hier eine bewusste Wegführung des vatikanischen Klerus in Rechnung zu stellen ist. Letzteres scheint John Osborne zu implizieren, der dem Weg durch Rotunden und Querhaus bei seinem imaginären Besuch des Vatikans noch die Strecke vom *pons Aelius* und der Engelsburg bis zur Kirche voranstellt. An verschiedenen legendären Denkmälern vergangener römischer Größe (*mausoleum Hadriani, meta Romuli* und dem mit Caesar assoziierten Obelisken) vorüberschreitend, hätte der Pilger, schließlich in der Basilika angekommen, die Heilsgeschichte gleichsam anhand ihrer Monumente nachvollziehen können.

Überaus ansprechend klingt dann auch die Neulektüre von Filaretos Bronzetür (1433–1445) durch Robert Glass. Unmittelbar nach der Krönung Sigismunds von Luxemburg, durch Eugen IV. in Auftrag gegeben, sei dieses Werk als *back-drop* künftiger Kaiserkrönungen zu verstehen. Tatsächlich gehörte das Gebet des Electus auf der Rota dicht vor dem Portal unabdingbar zum liturgisch-zeremonialen Krönungsablauf. Der imperiale Bezug scheint nicht nur verlockend, um die Prominenz Neros als warnendes Exempel in den Darstellungen der Apostelmartyrien zu erklären; auch die ebenso bestaunten wie kritisierten, an die Antike angelehnten Ornamentleisten mit den wiederum kaiserlichen Bildnissen ergeben in diesem Kontext einen Sinn, der über das künstlerische Capriccio hinausgeht. In auffälliger Weise kontrastieren die narrativen und ornamentalen Szenen mit den hierarchischen Reliefs Christi und der Heiligen. Man möchte hinzufügen, dass auch das Stifterbild Eugens IV. in diese hierarchische Botschaft einzubeziehen ist, denn anders als der auf der Rota letztlich vor dem Papst in demütiger Pose verharrende Electus kniet er, als Vermittler des menschlichen – und das heißt: auch des kaiserlichen – Heils, in jeder Hinsicht eine Etage höher vor dem heiligen Petrus. Eben dieses Motiv des bei seiner Krönung vor Eugen aufs Knie gesunkenen Sigismunds ist im Historienfries der Tür noch einmal wiederholt. Zeremoniell und Ikonographie fließen somit ineinander. Ob das ikonographische Programm tatsächlich auf den mit Eugen befreundeten Ciriaco d’Ancona zurückgeht, wie von Glass vermutet, muss vorerst hypothetisch bleiben.

Solch anregenden Versuchen stellt dieselbe Aufsatzsammlung nun allerdings Texte zur Seite, die sich bestenfalls als problematisch einstufen lassen. Lex Bosman fasst noch einmal seine Ergebnisse zu den Säulen von St. Peter zusammen, bei denen es sich zumeist um Spolien unterschiedlichen Gesteins gehandelt haben muss. Seine Schlussfolgerung, dass Spolien und Buntmarmor weder ein christliches noch ein konstantinisches Phänomen darstellten,<sup>4</sup> überrascht indes keineswegs – die Vorliebe für antike Materialvielfalt wird vielmehr jedem Touristen bewusst, der nur einen flüchti-

4 Bosman geht davon aus, dass sowohl die *giallo antico*-Säulen des Konstantinsbogens als auch die *verde antico*-Säulen in der Lateranbasilika noch in ihrem ursprünglichen Bestand überliefert sind; weder das eine noch das andere trifft zu. Vgl. *Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte*, 25 (1989), S. 42, Anm. 42; sowie *Archives and excavations: Essays on the history of archaeological excavations in Rome and southern Italy from the Renaissance to the nineteenth century*, hrsg. von I. Bignamini, London 2004, S. 74f.

gen Blick in das Pantheon wirft. Zu untersuchen wäre vielmehr, ob innerhalb der Kolonnaden von St. Peter auch die Kapitelltypen wechselten – diese Neuerung hatte Deichmann als den eigentlichen Bruch mit der klassischen Ästhetik angesehen. Dass dem in St. Peter *nicht* so war, hat dagegen John Onians postuliert, der aufgrund der graphischen Dokumentation an eine gezielte Steigerung des Spolienmaterials innerhalb der Basilika glaubte. Demnach folgte auf die durchgängig korinthische Ordnung im Mittelschiff des Langhauses eine zweifellos komposite Ordnung in den Querhausarmen, bevor die Abfolge in den extravaganten, wiederum mit Kompositkapitellen ausgestalteten Spiralsäulen um das Petrusgrab herum kulminierte.<sup>5</sup>

Vom *Liber pontificalis* ausgehend untersucht Rosamond McKitterick, welches ‚Bild‘ der Basilika diese in ihrer ältesten Redaktion aus dem frühen 6. Jahrhundert stammende Quelle vermittelt. Die Kirche erscheint dort als Ort herrscherlicher Wertschätzung, als Schauplatz von Synoden, später auch als Lokal der päpstlichen Amtseinführung. Einer Erklärung bedarf indes die Tatsache, dass der Kompilator auch die frühen Papstgräber bis zum Ende des 2. Jahrhunderts in der Nähe des Petrusgrabes ansiedelt, eine Lokalisierung, die jeder Wahrscheinlichkeit entbehrt und die erst seit dem späten 5. Jahrhundert verwirklichte Rolle des Vatikans als päpstlicher Nekropole auf dessen vorkonstantinische Geschichte rückprojiziert. In einer auch von archäologischen Missverständnissen nicht freien Argumentation erklärt McKitterick die Strategie des *Liber pontificalis* mit der Absicht des Autors, die Päpste als Nachfolger der Kaiser etablieren zu wollen. Diese Überlegung stößt sich jedoch an dem Umstand, dass es im kaiserlichen Rom eine langfristige dynastische oder auch institutionelle Grablege nicht gab, die päpstlich-christliche Sepulkalkultur sich von den antiken Repräsentationsgewohnheiten überdies deutlich distanzierte. Prunkvolle Sarkophagbestattungen, wie sie die kaiserlichen Familien praktizierten, übernahmen die römischen Bischöfe gerade nicht.<sup>6</sup> Fiktive, von der christlichen, zumal der bischöflichen Historiographie geschaffene Grablegen lassen sich im frühen Mittelalter dagegen immer wieder nachweisen.<sup>7</sup> Über die Propagierung einer Bestattung *ad sanctos* hinaus dienen sie der institutionellen Rückversicherung auf den ‚Spitzenahn‘.

Einen Überblick der päpstlichen Kunststiftungen in St. Peter von Gregor III. (731–741) bis ins 9. Jahrhundert legt Charles McClendon vor. Neu ist daran lediglich, dass der Autor den entscheidenden Stimulus dieser mehr als hundertjährigen Stiftungstätigkeit im byzantinischen Bilderstreit erkennt. Selbst das vielbeschworene *early Christian revival* (Krautheimer) in der römischen Architektur um 800 versteht der Verfasser als demonstrativen Ausdruck einer Autorität, welche unter Beweis zu

5 J. Onians, *Bearers of meaning: The classical orders in Antiquity, the Middle Ages, and the Renaissance*, Princeton N.J. 1988, S. 59–61.

6 I. Herklotz, *„Sepulcra“ e „Monumenta“ del Medio Evo: Studi sull'arte sepolcrale in Italia*, Rom 1985, S. 24–39, S. 85–91.

7 M. Borgolte, „Fiktive Gräber in der Historiographie: Hugo von Flavigny und die Sepultur der Bischöfe von Verdun“, in: *Fälschungen im Mittelalter*, I (MGH, Schriften, Bd. 33.1), Hannover 1988, S. 205–240.

stellen die zeitgenössischen Ereignisse im Osten notwendig gemacht hätten. McClen-dons Vorstellung vom byzantinischen Ikonoklasmus gibt sich überaus traditionell. Die in der neueren Forschung viel diskutierte Frage, inwiefern die bilderfeindliche Bewegung erst durch die Historiographie der Ikonodulen zu dem aufgebauscht wurde, was das Gedächtnis der Nachwelt über Jahrhunderte bewahren sollte, bleibt außer Acht.<sup>8</sup> Wie präsent der Ikonoklasmus auf der Apenninhalbinsel im Zeitalter vor den modernen Kommunikationsmedien tatsächlich war, hätte dessen ungeachtet stärker problematisiert werden müssen. Kaum etwas von dem, was damals in St. Peter geschah, ließe sich nicht auch aus römischen Traditionen erklären. Die Mengen von Reliquien, die Gregor III. in seiner Christus und den Heiligen geweihten Kapelle verstaute, erinnern an die Neuweihe des Pantheons; die mit Silberreliefs versehenen Balken vor der Apsis der Basilika rufen mehr als die Hagia Sophia das konstantinische *fastigium* der Lateranbasilika in Erinnerung. Dass in den Mosaiken der Zeit andere Themen als die Abwehr östlicher Häresien zur Anschauung kamen, ist unlängst von Erik Thunø aufgezeigt worden.<sup>9</sup>

Als verunglückt wird man dann auch den Beitrag von Antonella Ballardini zum Oratorium Johannes VII. (705–707) werten müssen. Die von ihr vorgelegte Rekonstruktion der Kapelle krankt an den zu tief ansetzenden Außenfenstern, die weder mit den Zeichnungen Grimaldis noch mit A. K. Frazers im *Corpus basilicarum* (Bd. V, Taf. VI) publiziertem Querschnitt übereinstimmt. Man fragt sich zudem, wie der noch bis zum 17. Jahrhundert in situ befindliche Altar im Zusammenspiel mit der unmittelbar dahinter angebrachten Porta Santa funktioniert haben kann. Auch dessen ädikulaartiger Überbau mit seinen zwei Säulen befriedigt nicht wirklich. Zweifel scheinen ferner mit Blick auf die ungewöhnliche Ausdehnung der Kapelle bis zur dritten Seitenschiffsäule angebracht. All das entspricht zwar den Zeichnungen Grimaldis, doch drängt sich der Eindruck auf, dass diese bei Beginn des 17. Jahrhunderts spätere, erst nach Johannes VII. verwirklichte Eingriffe in den Grundbestand der Kapelle festhalten. Die unter Hadrian I. am selben Ort hinterlassene Inschrift wird, wie schlecht sie auch geschrieben sein mag, von Ballardini falsch transkribiert: *Hic recundita sum reliqu(i)as sanctorum* muß es heißen; von einem Allerheiligsten (*sancta sanctorum*) kann folglich keine Rede sein, womit auch die daran geknüpften mariologischen Spekulationen hinfällig werden.

Grobe Missverständnisse liegen ebenso den Ausführungen von Catherine Fletcher über den Mauritius-Altar im Südquerhaus zugrunde. Zwar trifft es zu, dass die von den Päpsten angestrebte Entsakralisierung der kaiserlichen Herrschaft dazu führte, die Salbung des Electus seit dem 12. Jahrhundert an diesem Altar und nicht mehr vor der Confessio stattfinden zu lassen, doch handelte es sich bei Mauritius keineswegs um einen burgundischen Heiligen zweiten Ranges, wie die Autorin unterstellt. Vielmehr zählte der heilige Bischof, mit dem die Legende bald auch die

8 Man vergleiche dazu die Diskussion bei M. Büchsel, *Die Entstehung des Christusporträts*, Mainz 2003, S. 70–95.

9 E. Thunø, *The apse mosaic in early medieval Rome: time, network and repetition*, New York 2015.

Reichskleinodien Lanze und Schwert verband, zu den Reichspatronen.<sup>10</sup> Otto I. hatte die Gebeine des Heiligen in seine ureigenste Gründung, den Magdeburger Dom, überführt. Ein bekanntes Elfenbein des Mailänder Castello Sforzesco zeigt Otto II. mit seiner Familie, wie sie von Mauritius und der Gottesmutter Christus anempfohlen werden. Der Altar ist folglich als ein weiteres Denkmal kaiserlicher Präsenz innerhalb der Basilika zu werten. Von einer völligen Verdrängung des Herrschers aus dem Bereich des Hauptaltars kann überdies keine Rede sein, denn dort – auf dem Podium der Apsis – nahm er auch später noch die eigentlichen Krönungsinsignien entgegen.<sup>11</sup> Wenn Panvinio den Mauritius-Altar im 16. Jahrhundert mit dem, übrigens gut erforschten, Wenzelsaltar verwechselte,<sup>12</sup> so gewiss deshalb, weil beide Werke mit einem Schutzheiligen des Reiches und vielleicht sogar mit kaiserlichen Stiftungen in Verbindung standen.

Überfordert waren schließlich auch die beiden Autorinnen des Appendix. Hier geht es um einen bekannten Brief, den die Kanoniker von St. Peter im September 1605 an Paul V. adressierten, um ihn zur Erhaltung möglichst vieler der damals noch im Langhaus bewahrten Ausstattungsstücke der Basilika zu überreden. Warum die Autorinnen nicht mitteilen, wer diesen *well known letter* in die Forschung eingeführt hat, bleibt unergründlich. Im Übrigen hatte schon Reto Niggli darauf hingewiesen, dass der respektlose Ton des Textes eine tatsächliche Überstellung an den Papst ausschließen dürfte. Seiner Bedeutung als Quelle für die alte Kirche tut das natürlich keinen Abbruch, sodass man die hier vorgelegte Edition prinzipiell begrüßen darf. Doch geben die folgenden Seiten nicht nur Transkriptionsfehler, sondern auch einige gravierende Missverständnisse des Textes zu erkennen, was unweigerlich zu falschen Übersetzungen führen musste.

Neben den lohnenden und den eher fragwürdigen Beiträgen des Bandes stehen solche – und das ist die größte Gruppe –, die dem Leser keine substantiell neuen Erkenntnisse bieten.<sup>13</sup> Da wird zusammengefasst, was man anderswo oder auch in älteren Studien der Autoren selbst schon lesen konnte; da wird bisweilen zwischen kontroversen Forschungspositionen abgewogen oder auch vermittelt; in anderen Fällen verteidigt man trotzig eigene Positionen, die in der Forschung keinen Konsens finden konnten. Will man diese Untersuchungen wohlwollend beurteilen, so ließe sich sagen, dass sie den gegenwärtigen Stand zumindest der englischsprachigen St. Peter-Studien angemessen darstellen. Ob das den Ansprüchen der Herausgeber reicht, scheint allerdings fraglich.

10 P. E. Schramm, *Denkmale der deutschen Könige und Kaiser*, 2. Aufl., München 1981, I, S. 27, 37, 54, 110, 144.

11 S. de Blaauw, *Cultus et decor: liturgia e architettura nella Roma tardo-antica e medievale*, Vatikanstadt 1994, II, S. 737–739.

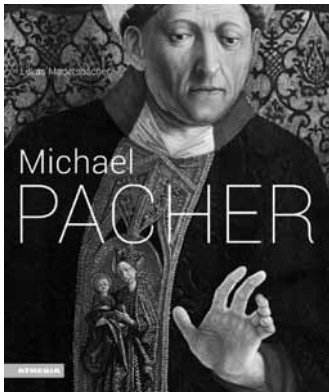
12 P. C. Claussen, „Der Wenzelsaltar in Alt St. Peter: Heiligenverehrung, Kunst und Politik unter Karl IV.“, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 43 (1980), S. 280–299.

13 Da diese Texte sowohl im Band selbst (S. 11–17) als auch in der Rezension von G. Kalas in *The Medieval Review*, <http://scholarworks.iu.edu/journals/index.php/tmr/article/view/19590/25687> (22.12.2015), zusammengefasst werden, kann hier auf ein erneutes *Compte rendu* verzichtet werden.

Die Schwächen, die manche der hier veröffentlichten Beiträge aufweisen, liegen nicht selten in einer unzulänglichen Kenntnis älterer Literatur begründet. Dass es sich immer wieder um deutschsprachige Forschungen handelt, die nicht mehr beachtet werden, entspricht einer Entwicklung, an die man sich gewöhnen muss. Tendenzen zu akademischen Parallelwelten scheinen unübersehbar – nicht nur hier: Englischsprachige Kollegen setzen sich in erster Linie mit englischsprachigen Untersuchungen auseinander, italienische Wissenschaftler mit italienischen und – gestehen wir es ein – deutschsprachige Forscher mit deutschen. Unpassend wirkt es vor diesem Hintergrund, wenn manche der hier vereinten Autoren allzu gern darauf hinweisen, was sie bereits andernorts dargelegt haben oder was sie in späteren Studien noch zu zeigen gedenken. In den Fußnoten zitiert man sich selbst, man zitiert sich – auch mittels zahlloser Querverweise innerhalb des Bandes – gegenseitig, man dankt einander. Hier soll offenbar ein neues Kompetenzteam suggeriert werden, das so nicht existiert. Entscheidende Beiträge der St. Peter-Forschung kamen zwischen den siebziger und neunziger Jahren zustande, nicht 2010. Alt-St. Peter ist kein Thema, das es einem Fachfremden gestattet, nach wenigen Monaten der Einarbeitung schon neue Überlegungen von bleibendem Wert hervorzubringen. Fragen stellt der vorliegende Band dann allerdings auch an das von den angloamerikanischen *university presses* praktizierte System des *peer review*. Was nützt diese im Prinzip löbliche Praxis, wenn die Verlage nicht imstande sind, kompetente Gutachter zu verpflichten? Aber von einer Krise des Faches, da ist man sich, wie in diesem *Journal für Kunstgeschichte* unlängst nachzulesen war, anscheinend einig, kann derzeit nicht die Rede sein ...

INGO HERKLOTZ

*Philipps-Universität Marburg*



**Madersbacher, Lukas; Michael Pacher. Zwischen Zeiten und Räumen;** Berlin: Deutscher Kunstverlag 2015; 348 S., 280 farb. Abb, 25 s/w-Abb.; ISBN 978-3-422-07307-4; € 69

Lukas Madersbacher, Professor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Innsbruck, hat sich über Jahrzehnte mit dem Werk des spätgotischen Malers und Bildschnitzers Michael Pacher auseinandergesetzt. Voriges Jahr legte er als Ergebnis seiner Studien eine gelungene Monographie vor, die das Phänomen Pacher leicht verständlich erklärt.

Pachers biographische Daten sind überschaubar: Um 1435 in Südtirol geboren, lebte und arbeitete er die meiste Zeit seines Lebens in Bruneck. Seine Lehre absolvierte er jedoch wahrscheinlich an einem für Künstler interessanteren Ort, in der nur 50 Kilometer entfernten fürstbischöflichen Residenzstadt Brixen. Aus Brixen stammte je-